

Tanya Kevorkian, *Baroque Piety. Religion, Society, and Music in Leipzig, 1650–1750*, Burlington, VT: Ashgate, 2007. 251 S.

Der Buchtitel reißt einen weiten Horizont auf: Frömmigkeit, Religion, Gesellschaft und die Musik in Leipzig für die Zeit nach dem Ende des 30jährigen Krieges bis zum Tode Johann Sebastian Bachs beschreiben zu wollen, ist gewiß ein ambitioniertes und in Teilen überfälliges Unterfangen. Ein besonders mutiges ist es außerdem, denn für die amerikanische Historikerin ergaben sich aus der Themenwahl ihrer hiermit im Druck vorgelegten Dissertation auch eine Reihe besonderer handwerklicher, speziell quellenkundlicher Herausforderungen. Was Kevorkian auf etwas mehr als 200 Seiten zum Thema bietet, belegt aber, daß sie sich dem Thema mit einer insgesamt ausgewogenen Mischung an Auswertung der einschlägigen Primär- und Sekundärliteratur einerseits sowie der Erschließung bislang unausgewerteter Quellen andererseits genähert hat. Unausgewogenheit herrscht indes, was die Qualität ihrer Studie betrifft. Denn wenn ihre konzentrierten Ausführungen zur gottesdienstlichen Praxis in den Leipziger Hauptkirchen (Teil I), den politischen und institutionellen Rahmenbedingungen und den Spielregeln der Frömmigkeit (Teil II) sowie den pietistischen Strömungen in Leipzig (Teil III) zahlreiche bedeutende Beobachtungen liefern und gewissermaßen am Puls der Forschung geschrieben sind, so sind die hieraus abgeleiteten Rückschlüsse auf für die musikalische Entwicklung insgesamt wenig überzeugend, und ihre an den Tag gelegte Kenntnis musikhistorischer Fakten und Zusammenhänge offenbart stellenweise große Schwächen – einige wenige Beispiele zu Beginn: weder dürfte Bach „at least“ drei Kantaten auf den Mühlhäuser Ratswechsel komponiert haben (S. 131), noch führte er die Kantatenform Neumeisterscher Prägung in den Leipziger Hauptkirchen ein (S. 39), noch auch diente ihm je der Leipziger Gouverneur Joachim Friedrich Graf von Flemming als Textdichter (S. 128), und schon gar nicht sind die gedruckten Leipziger Textbücher zur Kirchenmusik eine Erfindung Johann Kuhnaus (S. 41, demnach angeblich erstmals 1709 gedruckt; die Praxis ist aber schon zu Zeiten Johann Schelles und noch früher belegt). Hinzu kommt, daß ihre Studie nur dem Titel nach ein ganzes Jahrhundert nachzeichnet; im Kern werden Aspekte der Leipziger Frömmigkeit seit den Zeiten der Collegia pietatis (1689/90; und dann vor allem diese betreffend) bis in die Jahre nach Johann Sebastian Bachs Antritt des Thomaskantorats (1723) abgehandelt.

Der zwiespältige Eindruck, den Kevorkians Studie hinterläßt, hat seine Ursache wohl vor allem in der Konzentration auf eine überschaubare Menge an archivalischen Quellen und dem Rückgriff auf inzwischen veraltete musikwissenschaftliche Literatur. So entwickelt sie ihr Bild des Leipziger Gottesdienstes und des Verhaltens der „audience“ im Kern auf der Basis einer – wiewohl erstmaligen – Auswertung der Aktenüberlieferung rings um die Vermietung der Kirchenstühle. Aus diesen Quellen läßt sich herauslesen, daß die Dauer des sonntäglichen Gottesdienstes (7 Uhr bis gegen 10 Uhr) nicht die verbindliche Dauer eines Gottesdienstbesuches sein mußte. Vielmehr zeichnet sich ab, daß ein nicht geringer Teil der Gemeinde allein der Predigt beizuwohnen pflegte und im Gottesdienst ein permanentes Kommen und Gehen und ein damit verbundener hoher Geräuschpegel herrschte, der kaum unseren heutigen Vorstellungen von Andacht entsprechen will – daher war es bei der Besetzung von Pfarrstellen durchaus ausschlaggebend, wenn der Kandidat eine durchdringende Stimme hatte. Das von Kevorkian entworfene Bild, das auch neues Licht auf die sonntäglichen Kantatenaufführungen und das Rezeptionsverhalten der damaligen Zuhörerschaft liefert, ist nicht von der Hand zu weisen, zumal es auch von zeitgenössischen Publizisten – etwa vom Loschwitzer Pastor Christian Gerber – gezeichnet wurde. Gleichwohl scheint mir, daß es für eine Beschreibung des Verhaltens der Leipziger gottesdienstlichen Gemeinde der Auswertung einer breiteren Quellenbasis bedurft hätte. Denn auch, wenn es erfrischend ist, daß sich Kevorkian sichtlich darum bemüht, die diesbezüglichen Informationen aus den – von der Forschung bereits vielfach zu Rate gezogenen – Kirchen-, Schul- und Gottesdienstordnungen sowie den Anstellungsverträgen der Kirchenmusiker nicht in ihre Bewertung einfließen zu lassen, so wären ihre Beobachtungen doch durch diese teils unterstrichen, teils relativiert worden. Die Autorin hätte bei einem solchen Ansatz herausstellen können, wo in ihren archivalischen Belegen eine Normverletzung des gottesdienstlichen Verhaltens vorlag und wo nicht. Ebenfalls in dieser Frage hilfreich, ja für eine Studie zur Leipziger Frömmigkeit unerlässlich wäre es gewesen, auch die Inhalte damaliger Verhaltens- und Sittenlehren in ihre Bewertung einzubeziehen, etwa die 1728 publizierte, für soziokulturelle Betrachtungen so aufschlußreiche *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen* des Merseburger Stiftsbeamten Julius Bernhard von Rohr (1688–1742). Dessen plastische Ausführungen „Vom Gottesdienst“ (S. 245–277), die nicht zuletzt von seinen langjährigen Aufenthalten in Leipzig geprägt sein dürften, zeigen, welche Bandbreite das Gebaren damaliger Gottesdienstbesucher aufwies, etwa wenn Rohr die folgenden Phänomene schildert:

„§. 13. Andre kommen zwar des Sonntags, so wohl Früh als Nachmittags, in die Kirche, bringen aber ihre Zeit darinnen mehr mit Schlafen, Plaudern und Lesen der Briefe und

Zeitungen zu, als mit Singen und Anhören des Wortes Gottes. Es ist aber eine wunderliche Sache, daß solche Leute bey dem Gottesdienst nicht einmahl die äußerliche Figur mitmachen wollen, auf die sie doch sonst so gar viel halten. [...] Wenn sie doch vor das Hauß Gottes so viel äusserliche Ehren-Bezeugungen hätten, als vor ein Opern- oder Comoedien-Hauß, und vor eine Predigt, als vor den Vortrag in einer Comoedie und Oper. [...]

§. 14. Ein vernünftiger Mensch läst sich durch die Exempel anderer nicht irre machen, er versäümet den an den Sonn- und Fest-Tagen angeordneten Gottesdienst niemahls ohne Noth, er ist der erste mit von denen die in die Kirche gehen, und der letzte, der heraus gehet, er enthält sich alles dessen, wodurch seine Andacht gestöhret werden könnte, und giebt bey der Predigt einen aufmerksamen Zuhörer ab. Bey dem singen der Christlichen Gesänge, achtet er sich nicht vor eine Schande, das Gesang-Buch in die Hand zu nehmen, sintemahl er wohl weiß, daß man nicht allein die Lieder, zumahl die fremden und unbekandten genauer mitsingen kan, sondern auch die Andacht durch das Buch mehr erweckt, und den fremden Gedancken gewehret wird. Er beklaget die Thorheit der Weltgesinnten, die bey dem Gesang der Christlichen Lieder, entweder als die steinern Oehl-Götzen da sitzen, oder doch die Lieder verstümmelt, falsch und ohne Aufmerksamkeit zum Aergerniß, und bißweilen gar zum Gelächter ihrer Nachbarn mitsingen, da sie doch fast niemahls in ein Opern-Hauß gehen, wenn sie nicht das gedruckete Opern-Buch mitnehmen solten, und nachgehends fast kein Auge davon verwenden. [...]

§. 16. Bey den Ablesen und Herbeten der öffentlichen Kirchen-Gebeter nach geendigter Predigt, nimmt man bey der Welt ebenfalls mancherley Fehler wahr, die dem Wohlstand zuwider und billig abgestellt werden solten und könnten; einige beten die Kirchen-Gebeter gantz und gar nicht mit, sie denken, sie haben ihre Andacht schon überflüßig an den Tag gelegt, wenn sie der Predig[t] zugehört. Wenn aber ja solche Leute in so glückseligen Umständen sich befänden, daß sie meynten, sie könnten Gottes und des Gebets entbehren, so solten sie doch zum wenigsten den äußerlichen Wohlstand nach, und zu Vermeydung des öffentlichen Aergernisses unter währenden allgemeinen Kirchen-Gebet stille seyn, und sich so anstellen, als ob sie mitbeten. Andere beten sie zwar mit, aber ohne einige Andacht und Aufmerksamkeit, welches man daher siehet, weil sie die allgemeine Absolutions-Formul, *ich, als ein beruffner und verordneter Diener des Wortes Gottes, u. s. w.* andächtig mit beten, als ob sie vor sie gehörte, und sich bey ihrem Nachbarn zum Gespött und Gelächter machen. Noch andere die doch sonst wohl eben nicht die besten Christen, und ihren Glauben durch die Wercke gar schlecht beweisen, pflegen in dem Nachbeten der allgemeinen Kirchen Gebeter gantz laut zu stöhnen und zu seuffzen, sie auch wohl ziemlich laut nachzubeten. Doch diese jähliche Andacht, die ihren Nachbarn bißweilen zum Gelächter dienet, ist mehr eine Würckung der Gewohnheit, als ein Trieb des Geistes; ein andächtig Gebet des Hertzens kan wohl ohne solch laut Stöhnen verrichtet werden; mancher der in dem Kirchen-Gebet stöhnet, hat wohl die gantze Predigt durch geplaudert. Es giebt auch den Schein einer großen Heucheley von sich.“ (Reprint, Leipzig 1990, S. 259–263)

Kennenswerte Einblicke in die Leipziger Hauptkirchen bieten Kevorkians Ausführungen über die Verteilung der Kirchenstühle und -bänke, speziell in St. Nikolai und der Neuen Kirche (Kapitel II, S. 53–74): Die Kirchenschiffe

wurden von den „Weiberstühlen“ dominiert; die Emporen und Balkone waren den Männern vorbehalten. Nur bestimmte Bevölkerungsschichten konnten sich eigene Kirchenstühle leisten; Ratsherren und wohlhabende Handelsleute mieteten auf ihren Namen mitunter gleich ein ganzes Dutzend an, teils in mehreren Kirchen. In der Neukirche herrschte den Kirchenstuhlunterlagen zufolge ein deutlicher – wohl auch im Choralgesang zum Ausdruck kommender – Überschuß an Frauen; diese nahmen hier 70 Prozent der Stühle ein, an St. Nikolai hingegen nur 56 Prozent (S. 58 und 212). Ohne Zweifel liegt in diesem Teil der Studie eine längst fällige, in Ermangelung von bildlichen Zeugnissen um so wichtigere Innenansicht des Leipziger gottesdienstlichen Lebens vor. Der Autorin könnte man lediglich den Vorwurf machen, daß sie die an sich sehr gute Quellenlage zu den Kirchenstühlen nicht konsequent ausgeschöpft hat – auch zu St. Thomas liegen, anders als von ihr behauptet (S. 59), einige aussagekräftige Dokumente vor (namentlich innerhalb der nicht von ihr durchgesehenen Archivalien des Leipziger Ephoralarchivs); und obgleich Kevorkian im Archiv der Nikolaikirche zahlreiche Kirchenstuhl-Materialien eingesehen hat, verzichtete sie hier doch augenscheinlich auf eine Sichtung der nahezu lückenlos vorliegenden Register über die Besitzer der „Weiber-“ und „Männerstühle“ (Signaturengruppe *I. N.*) und damit auf die Fragestellung nach etwaigen dynastischen Strukturen. Zudem scheint mir, daß auch die – für St. Thomas und St. Nikolai – vorliegenden Kommunikantenverzeichnisse und Kollektenbücher (nur für St. Nikolai erhalten) Stoff für soziologische Betrachtungen der Leipziger Kirchengemeinden liefern, wenngleich die Auswertung dieser Quellen womöglich den Rahmen einer Dissertation gesprengt hätte.

Eine Schwäche in Kevorkians durchaus schlüssiger Darstellungsweise ist eine gelegentlich fehlende Transparenz; oft wird nicht ganz klar, worauf ihre Behauptungen gründen. Zu nicht wenigen Äußerungen fehlen die Belege gänzlich, etwa wenn sie darlegt: „in places where there were Latin schools (such as Leipzig), Latin rather than German was used in chants.“ (S. 31); noch ganz andere Faktoren dürften hier im übrigen eine Rolle gespielt haben. So bat der Leipziger Rat im Jahr 1702 um eine kurfürstliche Erlaubnis, künftig die traditionellen Responsorien, Antiphonen, Psalmen und „die zur Weihnachtszeit üblichen so genannten Laudes [...] forthin bey dem öffentlichen Gottesdienste alhier weiter nicht [zu] gebrauchen, sondern an deren stat andächtige in denen Kirchen dieser Lande approbirte teutsche Gesänge, Gebete und Texte durchgehends“ einzuführen. Superintendent Ittig, der den entsprechenden Antrag an das Oberkonsistorium weiterleitete, gab den Ratsherren zu bedenken, „daß doch noch einige, absonderlich die Fremdbden, an denen lateinischen Liedern ihren Gefallen hätten“, aber „es würde [...] das hochlöbl. Ober Consistorium schon hierunter Verordnung thun“ (Stadtarchiv Leipzig, *Tit. VII B 31*, fol. 1–3).

Auf der Basis einer breiten Auswertung der Sekundärliteratur und der Archivreste des Sächsischen Oberkonsistoriums gelingt Kevorkian in Teil II („The producers“) ein anschauliches Porträt der (kirchen-)politischen Situation Sachsens, der Institutionen und der Entscheidungsträger des religiösen Lebens in und um Leipzig – wengleich auch dieses nicht ohne sachliche Fehler ist: dem Leipziger Konsistorium unterstand neben dem Leipziger Kreis und dem Vogtland keineswegs „all of Thuringia“ (S. 110), sondern lediglich der sogenannte Erfurter Kreis. Ihr Versuch hingegen, die Leipziger Thomaskantoren in dieses System einzubinden (S. 123), überzeugt kaum – wieder aufgrund des Mangels an einer breiten Literaturkenntnis: Weder gestaltete sich der Anstellungsvorgang von Johann Schelle als „relatively uncomplicated“ (S. 129) – wenn dies überhaupt einmal für eine Anstellung in Kevorkians Untersuchungszeitraum galt, so für diejenige Johann Kuhnaus (siehe die Dokumente hierzu in DDT 58/59, S. XXIV ff.) –, noch studierte Telemann von 1699 bis 1704 in Leipzig (richtig: ab Herbst 1701). Auch zeichnet sie – einmal mehr – ein viel zu einseitiges Bild von Kuhnau, der modernen Tendenzen in der Musik, speziell den Elementen der Oper gänzlich ablehnend gegenübergestanden hätte, ohne dabei auch nur ansatzweise den vielseitigen modernen Künstler in ihm zu würdigen, der er zunächst gewesen war und der zu Anfang seines Thomaskantorats sogar eine eigene Partitur für das – später ihm so verhaßte – örtliche Opernhaus geliefert hatte. Bei ihrer Analyse von „status“ und „job description“ der Thomaskantoren geht sie weder auf deren noch vorliegende, doch wohl keineswegs im luftleeren Raum entstandene Anstellungsreverse (seit Knüpfer), noch auf die Thomasschulordnungen ein, sondern begnügt sich mit Allgemeinplätzen aus den einschlägigen Publikationen Krickebergs und Edlers zum protestantischen Kantorat und Organistenstand. Ihre Analyse vom Verhältnis der Thomaskantoren zur geistlichen und weltlichen Obrigkeit beschränkt sich – etwas verkürzt wiedergegeben – auf die Angabe, an wen speziell Kuhnau und Bach ihre Memoriale richteten und ob sich unter den Adressaten Personen aus dem von ihr apostrophierten – und ausführlich betrachteten – Leipziger „Pietist shadow network“ befanden. Warum sie an keiner Stelle auf das für ihre Fragestellungen so bedeutsame Tagebuch des Thomasschulrektors Jacob Thomasius zurückgreift (*Acta nicolaitana et thomana*, hrsg. von Richard Sachse, Leipzig 1912), das für die Ära Schelle mannigfaltige und fast einzigartige Einblicke in das Verhältnis zwischen Thomaskantor und -rektor, deren Verhältnis zur geistlichen und städtischen Obrigkeit und überhaupt in die Leipziger Frömmigkeit gestattet, bleibt offen – nur dessen Sohn Christian und Vater Michael kommen im Buch vor (letzterer wird im Literaturverzeichnis jedoch nicht genannt und erscheint im Haupttext irrtümlich als „Michael Thoma“, siehe S. 80). In dem anschließenden, hier nicht weiter zu betrachtenden Kapitel über „The Pietist alternative“ (Teil III) bietet Kevorkian eine ausgreifende, gut recherchierte Spe-

zialstudie zu den Leipziger Collegia pietatis (1689/90) und deren Folgen. Das Buch mündet in dem anregenden Schlußkapitel „The construction boom and beyond“, in dem sie auf dichten Raum zusammenfassend aufzeigt, welche tiefgreifende Veränderungen in den Jahrzehnten von 1680 bis etwa 1730 in politischer, verwaltungstechnischer, städtebaulicher, religiöser und musikalischer Hinsicht in Leipzig vorgingen. Dabei will sie die musikalischen Entwicklungen sinnfällig mit dem übrigen Geschehen verknüpfen und liefert in der Tat, vor allem in Bezug auf das damals neue Phänomen der Neukirchenmusik, einige beachtenswerte Beobachtungen. Aber auch hier geht sie vielfach von überholten oder schlichtweg falschen Annahmen aus: Es ist nicht belegt, daß Melchior Hoffmann ab 1702 Mitglied in Telemanns Collegium musicum gewesen wäre (wenn dieses damals überhaupt schon existierte) und ihm gar als Gehilfe und Kopist diente; J. D. Heinichen, der dann wohl kaum „a prominent violinist at the Brandenburg-Prussian court“ wurde, war möglicherweise während seiner Studentenjahre Mitglied des Ensembles, später aber vor allem mit J. F. Faschs Collegium musicum assoziiert (vgl. S. 213 f.); und warum der Kreis ehemaliger Mitwirkender der Neukirchenmusik später eine Art „active und supportive network“ gebildet habe, bleibt unbegründet (S. 214). Wenn Kevorkian schließlich behauptet, daß es vor allem eine Innovation der Neukirchenmusik gewesen sei, mindestens einen Choral in die Leipziger Kirchenkantaten aufzunehmen, und darauf gründend die Annahme nahelegt: Bachs „development of the cantata format that featured concluding and/or introductory chorales was influenced by New Church custom“ (S. 214–216), wird nochmals deutlich, daß ihr musikalischer Horizont für das laut Buchtitel behandelte Thema doch zu beschränkt ist, denn eine intensivere Auseinandersetzung mit den Werklisten von Bachs Vorgängern im Thomaskantorat und hier vor allem mit dem Wirken Johann Schelles hätte sie auf andere Ideen bringen müssen.

Zusammengenommen bietet Kevorkians Studie zweifellos eine willkommene Bereicherung für unsere Kenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse im Leipzig der Bach-Zeit. Eine wirklich umfassende Studie zu „Religion, Society, and Music in Leipzig, 1650–1750“ ist sie jedoch nicht. Um eine solche zu schreiben, wäre neben dem intensiven Studium der überlieferten Musik und ihrem Kontext auch eine Einbeziehung weiterer von Kevorkian nicht konsultierter Quellengruppen erforderlich; hier denke ich vor allem an die in letzten Jahren verstärkt ans Licht getretenen studentischen Tagebücher und Reiseberichte, die in den Nachlässen der Leipziger befindliche Erbauungsliteratur und die zahlreichen überlieferten Predigten der örtlichen Geistlichen.

Michael Maul (Leipzig)